



# Auf der Scholle

Eigentlich ist Hoyerswerda eine Zumutung. Die Jungen sind weg, die Alten sitzen in ihren Gärten. Doch dort wächst neben Gurken und Tomaten auch ein bisschen Trost. Unser Autor hat für drei Wochen ein Häuschen in einer Kleingartenkolonie bezogen, um zu schauen, ob es inmitten der ostdeutschen Tristesse nicht doch eine Insel der Seligen gibt

Makowski bog mit seinem blauen Nissan am Wasserturm rechts ab und preschte über eine betonierte Buckelpiste hinein in den Wald. Ich hinterher. Nach einem Kilometer erreichten wir die Bröthener Heide, die von Erlen, Espen und Birken eingerahmt ist und gleich neben der Bahnlinie nach Falkenberg liegt. Wir öffneten das Eisentor und gingen den Kiesweg hinunter. Ich erkannte den Garten bereits von weitem. Die wilde Hecke winkte mir zu.

Seit einem Jahr hatte niemand das Beet bestellt, den Rasen gemäht, die Äpfel und Brombeeren gepflückt, die orange-braune Markise vor der Laube ausgerollt, auf der Hollywoodschaukel gesessen. Garten 34 war ein Makel für die Bröthener Heide, 320 Quadratmeter Urwald eingerahmt von Kleingartenparadiesen. Ein Ort mit einer Würde, die nur Zeit schenken kann.

Bild links: Wildwuchs, wohin man schaut.  
Unser Autor übernahm seinen Schrebergarten in einem denkbar schlechten Zustand

Als die DDR unterging, war die Bröthener Heide eine Baustelle. Die Kleingartenanlage wurde gerade erst gebaut, und als sie fertig war, hatte die Hälfte der Pächter ihre Arbeit verloren oder rübergemacht. Seither hatte es in den 40 Gärten draußen im Wald geblüht: Als Steine auf das Asylbewerberheim flogen und als die Lichter ausgingen, erst im Kombinat Schwarze Pumpe, dann in immer mehr Fenstern der Stadt.

In der Bröthener Heide war die Zeit ein Stück weit außer Kraft gesetzt und die Politik auch. Nur Garten 34 wies in die Zukunft. Er war Vorbote für das Ende. Er erinnerte die Nachbarin Elke daran, dass ihr nur noch wenige Sommer blieben.

Am Anfang war mir nicht klar, welche Geschichte ich erzählen würde. Nur den Ort, an dem sie spielen sollte, wusste ich: Hoyerswerda. Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft



gewesen war und nach der Wende mit jeder Minute Gegenwart mehr Vergangenheit geworden ist. Stadt der Braunkohle, der Plattenbauten und der Ausländerfeindlichkeit. Demonitierte, schrumpfende Stadt. Stadt der Rechten, der Rentner und Kleingärtner.

Schrieben alle, sagten alle, dachten alle. Also dachte ich es auch. Bis ich dort war und herausfand, dass in den Kleingärten nicht nur Kartoffeln und Gurken wachsen, sondern auch Trost für die Einwohner einer Stadt, die man seit langem abgeschrieben hat.

Drei Wochen wollte ich mich in einem Schrebergarten einnisten, herumgärtnern und in einer Laube hausen, um einem ostdeutschen Schreber-Phänomen nachzuspüren, über das ich hundertfach im Netz gestolpert war. Gartenangebote, die nach lediglich getarnten Traueranzeigen klangen:

Herrin der Heckenschere:  
Elke zeigt unserem Autor, wie man  
Ordnung schafft

„Gut gepflegter Kleingarten mit Massivlaube und Terrasse. Geräteschuppen mitsamt Inventar. Strom-, Wasser- und Brauchwasseranschluss vorhanden. Guter Obstbestand. Bohnen und Kartoffeln stehen gut.“ Beim letzten Satz stützte ich: „All dies ist zu verschenken.“

Hatten uns all diese landlüsternen Magazine nicht weismachen wollen, dass Kleingärten wieder im Trend liegen? Mussten Familien in Berlin oder Leipzig nicht drei bis vier Jahre auf einen stadtnahen Garten warten und dann horrenden Ablösesummen für abgerockte Holzschuppen bezahlen? Und in den strukturschwachen Regionen im Osten gab es das alles, in tadellosem Zustand, für einen Appel und ein Ei? Hatten die Osis denn immer noch keinen Schimmer, wie freie Marktwirtschaft funktioniert?

Behämmertes Wessi-Vorurteil, logisch. Es war mal wieder ein knallhart demografisches Problem, mit dem sie in den strukturschwachen Gegenden im Osten zu kämpfen hatten, auf dem Wohnungsmarkt und nun in den Kleingärten: Leerstand.

Die DDR war eine Nation von Laubenpiepern gewesen. Noch heute ist jeder fünfte deutsche Kleingärtner ein Sachse. Doch wo die Gartendichte besonders hoch war und Überalterung und Abwanderung seit Jahren die Bevölkerung aufzehrten, musste die schönste Kleingartenwelt doch irgendwann in den Naturzustand zurückfallen, dachte ich.

Nicht die blumigsten oder gemüsigsten, nein, die verunkrautetsten, überwuchertsten, insgesamt deprimierendsten Kleingärten wollte ich sehen, in Hoyerswerda, das seit der Wende jeden zweiten Einwohner verloren und über 8.000 Wohnungen abgerissen hatte.

Der Mensch war hier dermaßen auf dem Rückzug, dass nachts bereits die Wölfe um die Kleingartenkolonien schlichen. Vor zwei Jahren hatten sie eine ganze Schafferde mit 21 Tieren gerissen – auf einer Wiese direkt neben der Bröthener Heide.

Bevor es losging, hatte ich mich schlau gemacht: Über 3.700 Kleingärten gab es in Hoyerswerda noch. Entgegen der dramatisch gesunkenen Einwohnerzahl hatte sich die Anzahl der Gärten seit der Wende nur um etwa zehn Prozent verringert. Die Kleingärtner waren die Optimisten, die geblieben waren.

Auf meine Anfrage beim Verband in Hoyerswerda gab es genau eine Rückmeldung. Sie kam vom Vorsitzenden Makowski. „Eigentlich ist der Garten unzumutbar“, hatte er am Telefon gesagt und eine herausfordernde Kunstpause eingelegt. „Aber dann kommen Sie mal her.“

Bevor ich ankam, hatten meine zukünftigen Nachbarn das Chaos des Vorpächters beseitigt. Das Inventar der Laube bestand aus

einem Klappbett, einer überdimensionierten nussbraunen Schrankwand, einem Tisch, zwei scheußlichen grünen Sesseln, einer suppenden Kaffeemaschine, einem bulgarischen Kaffeeservice und einem Tischventilator, ohne den die Laube im Nu zur Sauna wurde.

Anfangs funktionierten Wasserpumpe und Boiler nicht. Nachbar Rudi, der Schweinezüchter, half, so dass nach zwei Tagen warmes Brauchwasser aus der Dusche kam, das braun schimmerte und metallisch roch. In der Küchenzeile fehlte eine Glühbirne, ich behalf mich mit einem schwach leuchtenden Weihnachtsbild von ausnehmender Hässlichkeit, das ich in einer Ecke der Laube fand.

Nach zwei Tagen gab der Kühlschrank den Geist auf. Er wurde prompt ersetzt, als ich einmal die Tür nicht abgeschlossen hatte. In den neuen hatte jemand eine Flasche Wernesgrüner Bier gelegt. Im Holzschuppen, der mit einer billigen Stereoanlage und Säcken voller Altkleider zugestellt war, hing ein Wespennest, groß wie ein Fußball.

Die Wespen waren die eigentlichen Herrinnen der Laube. Sie hatten sich durch die Wände aus Pressholz gefressen und schossen aus dem Wandloch in das gekachelte Bad, weshalb ich es nicht wagte, beim Duschen die Augen zu schließen. Um 23:04 Uhr ratterte ein Güterzug vorbei, um 2:21 Uhr noch einer. Kurzum: Es war bestimmt kein Hotel, aber ich kam zurecht.

Ein Lehrerehepaar aus Hoyerswerda hatte den Garten 20 Jahre eisern bewirtschaftet, bis der Mann starb und der Frau der Weg in den Wald zu beschwerlich wurde. Danach versuchte eine Patchworkfamilie ihr Glück: Die Mutter und die vier Kinder waren den Nachbarn zu laut, der Vater, Matthias, bekam Probleme mit dem Herzen. Zurück blieben: ein Laufrad und zwei Planschbecken hinter der Laube.

Es übernahm Reiner, ein Landschaftsgärtner. Anfangs setzten die Nachbarn große Hoffnungen in den arbeitslosen jungen Mann, doch der scherte sich zu wenig um die Gartenordnung und die Gemeinschaft, zahlte bald die Pacht nicht mehr und zog nach Chemnitz, um dort in einer Kneipe zu jobben. Garten 34 war zwar noch sein Besitz, aber nicht mehr sein Problem.

Seitdem sah Elke, 71 Jahre alt, mit wachsendem Kummer dem Unkraut im Nachbargarten beim Wuchern zu. Dass die Aussicht auf einen neuen Pächter nicht gerade rosig war, wusste sie. Reiner hatte den Garten bei Ebay inseriert, aber für eine Ablöse von 500 Euro würde ihn niemand übernehmen. Ganz hatte Elke die Hoffnung aber nie aufgegeben.

Also schob sie an einem Tag im Juni den Rasenmäher in den Nachbargarten, denn eine Hecke zwischen den zwei Parzellen gab es nicht,

## Meine zwei linken Hände ohne grünen Daumen gossen Pflanzen, die eigentlich alle wegkonnten

Eigentlich auch gut für ehemalige Stasileute:  
In der Kolonie will immer jeder wissen, was die  
anderen so treiben

und mähte den Rasen. Juristisch gesehen ein Fall von Hausfriedensbruch, tatsächlich ein Sieg der Moral. Zwei Wochen später stand ich vor ihrer Tür, um mir Gartengerät auszuleihen.

Wie ein Kleingärtner fühlte ich mich nun nicht gerade, als ich begann, den Dschungel im Garten zu lichten. Eher wie ein Ungelernter von der Entrümpelungstruppe. Ich besorgte mir einen viel zu großen Arbeitsoverall und rupfte büschelweise meterhohe, von der Sonne verbrannte Gräser, Farne und Wildblumen aus dem Boden, deren Namen ich allesamt nicht kannte. Abends goss ich das übriggebliebene Grünzeug, von dem ich anderntags von Elke erfuhr, dass es auch wegkonnte. Im Grunde konnte alles weg.

Meine zwei linken Hände ohne grünen Daumen amüsierten die Nachbarn. Ich genoss Narrenfreiheit, eine Bewirtschaftung nach dem Bundeskleingartengesetz würde mir in drei Wochen eh nicht gelingen. Also simulierte ich einen Schrebergärtner, zeigte mich mit freiem Oberkörper wie die alten Herren in der Anlage, trank beim Frühschoppen mit und aß täglich einen Apfel vom Baum. Gurken und Zucchini bekam ich von Elke zugesteckt, der guten Seele der Bröthener Heide.

Elke zog 1974 aus Zwickau nach Hoyerswerda, wie so viele junge Menschen vor und nach ihr. Sie kamen in Busladungen, aus dem Erzgebirge und aus den thüringischen Tälern, aus anhaltischen Industriestädten, aus der Brandenburger Steppe und von den mecklenburgischen Seen. Der Teufel hatte sie gelockt, wie es ein sorbisches Sprichwort besagt. Denn der hatte in der Lausitz die Braunkohle vergraben, von der sie alle leben wollten.



# Du stinkst nach Schwarze Pumpe, sagten sie in der Neustadt nach der Arbeit zueinander. Vielleicht kam daher die Sehnsucht nach anderer Luft und einem Fleckchen Grün

Die Partei hatte einen Plan mit Hoywoy, so nannten die Menschen ihre Stadt. Seit Ende der 50er-Jahre waren in der Neustadt Plattenbauten aus dem sandigen Boden geschossen. Die Wohnungen waren modern, hatten Fernheizung, Warmwasserversorgung, Einbauküchen. In den Wohnkomplexen wurde mit kurzen Wegen zu Kindergarten, Schule und Kaufhalle sozialistischer Alltag organisiert. Die Architekten jubelten: Diese Stadt wird goldrichtig. Sie wurde in vieler Hinsicht grundfalsch.

Denn Hoyerswerdas Zukunft wurde bedingungslos mit dem Braunkohlekombinat Schwarze Pumpe verknüpft, in dem 16.000 Menschen die Kohle aus den umliegenden Tagebauen zu Briketts, Stadtgas und Strom verarbeiteten.

Energie ist das Blut der Wirtschaft, sagen sie noch heute in der Lausitz, stolz und ein wenig trotzig, wenn Umweltschützer gegen den Klimakiller Braunkohle und die Umsiedlung ganzer Dörfer protestieren. Schwarze Pumpe war die schmutzige Herzkammer der DDR, Hoyerswerda ihr Vorhof.

„Schwarze Pumpe hat uns alle geschluckt“, sagte Elke abends bei einem Glas Bowle auf ihrer Terrasse. Die kleine Frau mit Brille und praktischer Kurzhaarfrisur war anders als viele Einwohner, denen man in der Stadt begegnen konnte, die Gesichter durch das Leben mit der Kohle hart und verschattet.

In ihrem Gesicht glühten die Herzensgüte einer Großmutter und der Behauptungswille eines Mädchens, das weiß, dass es im Leben wenig Wahl haben wird, aber seinen Stolz. Bis 75 wolle sie im Garten durchhalten, sagte Elke. Morgens und abends stieg sie in ihren Pool und schwamm ein paar Minuten im Kreis.

In Hoyerswerda hatten sie der gelernten Weberin eine Stelle als Verkäuferin im Centrum-Warenhaus versprochen. Stattdessen schickte man sie nach Schwarze Pumpe. Nachts reinigte sie die Kauen, die Wasch- und Umkleieräume. Keine schöne Arbeit, doch Elke beklagte sich nicht, denn sie war jung und glücklich. Weihnachten stand sie mit ihrem Mann Jakob für grüne Apfelsinen aus Kuba in der Kaufhalle an. Elke flüsterte ihm ins Ohr: „Heute kenn ich dich nicht.“ Am Ende gingen beide mit Apfelsinen aus der Kaufhalle.

Innerhalb von drei Jahrzehnten verzehnfachte sich die Einwohnerzahl von Hoyerswerda, von 7.000 auf über 71.000. Doch die jüngste und kinderreichste Stadt der DDR blieb zu lange eine Schlafstadt. Aus Reißbrettarchitektur allein entstand kein Lebensgefühl. Es gab kein Theater, kein Kino, kein Tanzlokal. Der Wohnungsbau hatte Vorrang.

Bereits am 9. August 1968 notierte die Schriftstellerin Brigitte Reimann, die in Schwarze

Pumpe Kumpeln das Schreiben beibrachte, in ihr Tagebuch: „Vielleicht ist Hoyerswerda in zwanzig Jahren eine Geisterstadt wie die verlassenen Goldgräbersiedlungen.“

Du stinkst nach Schwarze Pumpe, sagten sie in der Neustadt nach der Arbeit zueinander. Vielleicht kam daher die Sehnsucht nach anderer Luft und einem Fleckchen Grün. Warum sich die Kleingärten zum Massenphänomen entwickelten, konnte niemand ganz genau erklären. Brot und Spiele, sagte der Verbandsvorsitzende Klekar. Trostpflaster für die Massen, sagte Schatzmeister Reinhardt.

Ich traf sie in einem Büro im fünften Stock eines Plattenbaus im Norden der Stadt, in den Etagen darunter die Wohnungsgesellschaft, die seit über einem Jahrzehnt die Hochhäuser der Neustadt zerlegt. Sie sieht von oben mittlerweile aus wie eine halb leer gegessene Schachtel Pralinen.

Immer die Grasnarbe im Visier:  
Die gebückte Haltung beim Rasenmähen entlarvt  
den Reporter als Anfänger





Die Großbetriebe unterstützten den Bau der Kleingartenanlagen, die sich bald wie ein grüner Gürtel um Hoyerswerda schmiegt. Sie gaben Kredite, verliehen Maschinen, stifteten Baracken, die zu Vereinsheimen wurden. Und schauten nicht so genau hin, wenn nach Feierabend Zement und Kalk verschwanden, um in ächzenden Trabbis in die Anlagen gekarrt zu werden. „Aber das war kein Klauen, sondern eine Umverfügung“, sagte der Kleingartenvorsitzende Schulze mit gespielter Entrüstung, als ich ihn auf diese realsozialistischen Robin-Hood-Methoden ansprach.

Damals, beim Verbuddeln kilometerlanger Wasser- und Stromleitungen, beim mühsamen Mauern der Lauben, beim Anpflanzen, Ernten und Festefeiern, bei all den Erinnerungen, die heute als blässliche Fotografien in den Vereinschroniken kleben, musste entstanden sein, was sie im Westen für einen staatsgelenkten Mythos hielten: die Gemeinschaft im Kleingarten – unbezahlbar, unkaputtbar, unparteilich.

Ich blieb in der Bröthener Heide nicht lange ein Fremder. Die Gemeinschaft saugte mich auf. Charlie, eine gealterte Spitzbübini mit

Schon mal nicht schlecht.  
Wer noch muskulösere Männer sehen will,  
blättert bitte bis Seite 86

blonden Locken und nach innen geknickten Handgelenken, entdeckte mich, als sie abends mit Taschenlampe und Salzstreuer Nacktschnecken jagte. Auf den Schreck mussten wir bei ihr erst einmal fünf Kräuterschnäpse trinken.

Ich saß bei Edeltraut, rot gefärbte Haare, Klimperschmuck, künstliche Fingernägel, die Zigaretten immer griffbereit. Sie konnte nach einer Hüftoperation kaum laufen und hatte ständig Familienbesuch, etwa den Enkel Paul, 21, derzeit ohne Arbeit. Er erzählte, wie sie als Kinder früher zum Eingangstor der Anlage rannten, wenn der Eismann in seinem Wagen die Glocke läutete. Drei Jahre musste das her sein, dass der Eismann nicht mehr kam, hustete Edeltraut.

Dann gab es Marianne, früher eine stramme Genossin. Sie misstraute mir, dem Journalisten aus dem Westen, und zeigte das auch. Marianne knurrte mich an, ich solle ja nicht schreiben, wie schön es bei ihnen sei. Sonst kämen sie im Westen noch auf die Idee, ihnen ihre Lauben wegzunehmen. Dabei hatte sie nichts zu befürchten, die Lauben stehen seit der Wiedervereinigung unter Bestandsschutz. Ein echter Standortvorteil gegenüber dem Westen.

Denn es waren schöne Lauben: Kurz vor der Wende hatte die Partei eine letzte Charmeoffensive in den Kleingärten gestartet und den Bau größerer Familienlauben genehmigt. In der Bröthener Heide stand der Typ Schowtschick-Mühle, der wie ein geschrumpftes zweistöckiges Einfamilienhaus aussah. Brigitte besaß eine solche Mühle, und Frank, dem sie um ein Haar abgebrannt wäre. Er hatte Stroh in der Laube gelagert. Die Feuerwehr fand gerade noch rechtzeitig den verschlungenen Weg in den Wald.

Der Schweinezüchter Rudi, den ich ausschließlich in Arbeits- oder Badehose antraf, war ein praktischer Typ von grober Herzlichkeit. Als wir an einem Freitagabend bei Günter, einem pensionierten Feuerwehrmann, zum Grillen eingeladen waren, kamen wir aus Versehen auf Politik zu sprechen. Rudi hatte Hartz IV bekommen, nackt hatte er sich dafür machen müssen, bebt er. Hätte er etwas zu sagen in diesem Land, würden die oberen Zehntausend inklusive Frau Merkel enteignet und bekämen ein Jahr lang Hartz IV. Damit die mal sehen, wie das ist.

Später am Abend war die Stimmung ausgelassen. Es hatte Grillfleisch gegeben und geräucherten Fisch, den Günter am Morgen aus der Spree gezogen hatte. Es wurde ein bisschen geschimpft und viel gelacht, sogar „Sing, mei Sache, sing“ stimmte die Runde an, ehe Günter in den Keller der Laube tapste und mit einer angebrochenen Flasche Schnaps zurückkam. Um Mitternacht, als jenseits der Gleise die Techno-Bässe der Jugend loswummerten, gingen wir, die Alten, zu Bett.

Wir hatten an dem Abend auch über 1991 geredet. Über das Ereignis, wegen dem sie bis heute schief angeschaut wurden, wenn sie mit ihren Autos – Kennzeichen HY – zu den Kindern in den Westen fahren.

An fünf Tagen im September hatten Neonazis erst das Wohnheim für ausländische Vertragsarbeiter in der Albert-Schweitzer-Straße angegriffen, dann das Asylbewerberheim in der Thomas-Müntzer-Straße. Hunderte Anwohner standen dabei, grölten und feierten den braunen Mob in dumpfer Gemeinschaft. Die Staatsmacht kapitulierte und schaffte verstörte Menschen aus Vietnam, Rumänien, Mosambik und Ghana in Bussen aus der Stadt. Deutschland schämte sich, auch weil Hoyerswerda überall war in jenen Tagen.

Die Kleingärtner aus der Bröthener Heide waren damals nicht dabei gewesen, sagten sie, erzählten bei Kerzenlicht aber von den Nebenschauplätzen der hässlichen Treibjagd: von Schafen, die diese Menschen vorher auf Balkonen der Plattenbauten geschlachtet haben sollen. Von verummten Männern mit Baseballschlägern, die bei Autos mit Hoyerswerdaer Kennzeichen

Es wurde viel getrunken:  
die Frauen jeden Tag  
eine Flasche  
Cognac, die Männer  
noch mehr

die Scheiben zerschlugen, um die Anwohner aufzuhetzen. Davon, dass Hoyerswerda seit jenen Tagen keine zweite Chance bekommen hatte: „Über andere Städte, in denen so was passiert ist, spricht heute keiner mehr“, sagte Rudi, „nur über Hoyerswerda.“

Indirekt erzählte die Runde auch von sich selbst, von der Überforderung mit bundesdeutschen Verhältnissen. Sie hatten das Kombinat Schwarze Pumpe nach 1990 auf einen Schlag überflüssig gemacht. Eine Brikettfabrik blieb übrig und das neue Kraftwerk, eine grauer Klotz mit ein paar hundert Arbeitsplätzen. Es war eine Energiewende zulasten von Hoyerswerda.

In vielen Kleingärten wurden die Hecken immer höher, jedes Jahr um ein paar Zentimeter. Manche versteckten sich vor der Welt, andere wurden immer mehr wie die Wessis, knurrte der Vorsitzende Schneider aus der Anlage Energiequelle: ohne Interesse an der Gemeinschaft. Die Jungen ohne Arbeit machten nachts Lärm, ließen die Gärten verlottern oder zogen als Gartennomaden umher.

Dabei galt, was schon für die DDR gegolten hatte: Es war nicht alles schlecht. In den Kleingärten lebten die Alten bei gutem Wetter von April bis Ende September wie die Wessis in ihren Fincas auf Mallorca. Die Illusion von bescheidenem Reichtum allein durch die Kraft der Gemeinschaft hatte über Jahrzehnte funktioniert. Nun wurde sie durch das Unkraut in den Nachbargärten langsam zerstört.

Im Jahr 2020 würden von den 3.700 Kleingärten nur noch 1.000 bewirtschaftet, hatte die TU Dresden in einem städtebaulichen Konzept für die Stadt vorhergesagt. Kein ganz unrealistisches Szenario, lag das Durchschnittsalter der Kleingärtner bei rund 63 Jahren, in einigen Anlagen weit über 70.

Im Wiesengrund klopfte der Vorsitzende Schulze bereits bei den ältesten Gartenfreunden an und fragte: „Wie willst du eigentlich deinen Abgang organisieren?“ Gab es keinen Erben oder Nachpächter, hatte der Verein wieder ein Problem mehr. Denn der Abriss einer Massivlaube kostete bis zu 5.000 Euro, Geld, das kein Verein aufbringen konnte. Auch über eine Fusion ganzer Anlagen musste man irgendwann sprechen. Die Stadt, der Verband, die tapferen Vorsitzenden. Aber jetzt noch nicht. Sie alle wollen doch noch ein paar schöne Sommer erleben.

Auch für Elke hatte nach der Wende eine lange Zeit der Abschiede begonnen: von der Vorstellung, dass das Leben in einem anderen Land einfach so weitergehen würde wie bisher. Von der Tochter und der geliebten Enkelin, der Kleenen, die im Westen ihr Glück versuchten. Von ihrem Mann Jakob, der plötzlich an Nierenversagen starb. Zwölf Jahre war das nun her.

Zwischenzeitlich hatten sie in der Bröthener Heide richtig viel getrunken, erzählte Elke. Die Frauen jeden Tag eine Flasche Cognac, die Männer noch mehr. Zwei Frauen hatte der Alkohol zu Witwen gemacht. Aber sie schafften es, sich gegenseitig wieder aufzurichten. Die Gemeinschaft funktionierte. Brigitte kam zu Elke, wenn es gewitterte. Rudi kam und reparierte ihr Dach, als es hineinregnete.

Dennoch sah Elke geknickt aus, als wir vor meiner Abreise zusammensaßen. Ich hatte am Vortag den Rasen gemäht und die Hecke geschnitten. Garten 34 konnte sich sehen lassen, fand ich. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch durchhalte“, sagte Elke mit belegter Stimme, „manchmal habe ich keine Kraft mehr. Am liebsten würde ich zu der Kleenen rübermachen.“ Die Enkelin wohnt bei Bonn, am anderen Ende von Deutschland.

Als ich ging, bemerkte ich, dass in meinem Garten rosa Gladiolen aufgeblüht waren. Ich hätte sie fast übersehen. •